

Leseprobe aus:

Klaus Bednarz

Ferne und Nähe



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Inhalt

Statt eines Vorworts

Großvaters Buch 13

I. MENSCHEN UND LANDSCHAFTEN

Ostpreußen

Masuren und seine Geschichte 19

«Das ist der Preis» 28

«Irgendwann muss Schluss sein mit dem Hass» 32

Eine Reise durch Ostpreußen 40

Karelien

Auf dem Onega-See 44

Erbe des Gulag: der Weißmeer-Kanal 47

Georgien

«Ein Stück vom Paradies» 52

Im Kaukasus 54

Gastmahl 56

Baikalsee

Auf dem Eis 60

Winterfischer 64

Sibirien

Taigamarsch 70

Am kältesten Punkt der Erde 81

Die Maske des Leids 87

Waljagd 94

Alaska

Das Vermächtnis des Tlingit-Häuptlings 103

Feuerland und Patagonien

Schafe, Gauchos, Herrenhäuser 113

Im Namen der Zivilisation 129
Kap Hoorn 142

II. DIE DEUTSCHEN UND IHRE NACHBARN IM OSTEN

Ein Autogramm für Nina 154
Sympathie für das Land 155
West-östlicher Charme: Warschau 161
Wut im Bauch und keine Zukunft 168
Wo liegt Polen? 176
Ankunft in Moskau 182
Die Helsinki-Gruppe 185
«Russland lieb ich, doch diese Lieb' ist seltsam» 188
50 Jahre Stalingrad 193
Deutschland und seine Nachbarn im Osten 195

III. WEGGEFÄHRTEN UND ZEITGENOSSEN

Dort und hier 222
Lew Kopelew zum 75. Geburtstag
Der Tod Wyssozkis 223
Willy Brandt in Moskau 226
Von der Verantwortung der Vorbilder 228
Laudatio für Robert Jungk
Goethe gehört auch zu unserem Erbe 233
Gespräch mit Georg Lukács
Die unverwechselbare Stimme 238
Laudatio für Carola Stern
Die Geschichte ist voller Überraschungen 249
Gespräch mit Jerzy Andrzejewski
Namen nennen! 253
Laudatio für Sergej A. Kowaljow
Warum haben wir aufeinander geschossen? 265
Gespräch mit Lew Kopelew und Heinrich Böll

- Brücken bauen 284
Trauerrede für Raissa Orlowa-Kopelew
- «Tröste meine Trauer» 290
Trauerrede für Lew Kopelew
- Malen als stiller Akt des Widerstands 293
Trauerrede für Boris Birger
- Sternstunde der Mörder 297
Gespräch mit Pavel Kohout
- Schwingrasen 301
Gespräch mit Sarah Kirsch

IV. POLITIK UND JOURNALISMUS

- Über Fehler reden 308
- Osteuropa gehört dazu 309
- Die Schuld der Journalisten 320
- «'s ist Krieg, 's ist Krieg ...» 323
- Rassismus, Politik und Medien 326
- 25 Jahre «Monitor» 334
- Auf dem Weg zum Dudelfunk? 335
- Eigentlich ein wunderschöner Beruf 345

V. ZEITGESCHEHEN IM KOMMENTAR

- Morddrohungen gegen Klaus Bednarz 354
- Glossen 355
- Kommentare 358
- Reaktionen auf den «Solingen»-Kommentar 380
- Sympathien in alle Himmelsrichtungen 405

VI. LITERARISCHE STREIFZÜGE

- Puschkin 408
- Jiddisches Theater in der Sowjetunion 409
- Klassikerinszenierungen in der Sowjetunion 412
- Tödliche Utopie 422

Der Andersdenkende	425
Die Tragik des Scheiterns	428
Wohltäter der Armen	433
«Kein Volk liebt seine Dichter wie die Russen»	435
Deutschsprachige Literatur Ostpreußens	441
Einfach untergegangen	444
Deutsch oder polnisch, das ist nicht die Frage	449
Blutiges Finale	452
Helden der besonderen Art	455

Anhang

Nachwort von Volker Ullrich	462
Glossar	478
Namenregister	488
Bildnachweis	496

STATT EINES VORWORTS

Großvaters Buch

Es war eine schlimme Zeit, dunkel und kalt. Hunger herrschte, und der Krieg, der gerade vorbei war, bedrückte die Menschen noch immer. Viele der jungen Männer waren nicht zurückgekehrt, eine Generation ohne Väter wuchs heran. Um Feuerholz zu beschaffen, zog der Großvater mit einem kleinen Handwägelchen in den Wald und grub Baumstümpfe aus. Aus Schuhcreme und Bindfäden bastelte er Kerzen, die flackerndes Licht verbreiteten und Ruß, der sich klebrig auf die Kleider legte. Seine Pfeife stopfte der Großvater mit bläulich qualmendem, stinkendem Knaster, den er Tabak nannte – mannshohes Gestrüpp, das er im Garten angepflanzt, auf dem Dachboden getrocknet und dann mit Großmutter's Wiegemesser gehäckselt hatte.

Zwei Höhepunkte gab es am Tag. Wenn die Mutter den kleinen Bruder gefüttert hatte und ich den restlichen Brei aus seinem Gesicht lecken durfte. Und wenn der Großvater am Abend ein Buch aus dem riesigen Regal zog und ich mich unter seinem Schreibtisch in meine Höhle verkriechen konnte. Dort war es heimelig und warm, und nur eine sonore Stimme mit leicht thüringischem Akzent war zu vernehmen.

Großvater las immer aus demselben Buch vor, einer dicken, großformatigen und in braunen Karton gebundenen Ausgabe der Grimm'schen Märchen. Hänsel und Gretel, Schneeweißchen und Rosenrot, Frau Holle und der gestiefelte Kater, Rumpelstilzchen, Dornröschen, Hans im Glück, Daumesdick, Rotkäppchen und der Froschkönig waren mir bald vertrauter als unsere Nachbarskinder. Ich bewunderte das tapfere Schneiderlein, amüsierte mich über

den Knüppel aus dem Sack, litt mit Aschenputtel, gruselte mich vor dem Teufel mit den drei goldenen Haaren, ärgerte mich über Rumpelstilzchen, drückte den Bremer Stadtmusikanten die Daumen und konnte überhaupt nicht verstehen, warum die Frau des Fischers so dumm und habgierig war, dass sie nicht nur Papst, sondern der liebe Gott werden wollte.

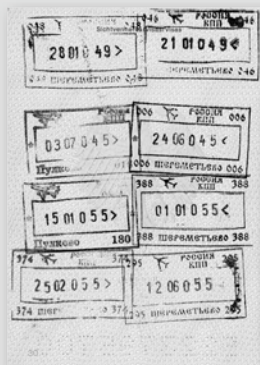
Manche dieser Märchen lassen mir noch immer keine Ruhe, beschäftigen mich auch heute noch. Schneewittchen etwa. Welch eine Frau! Eitel und putzsüchtig, lässt sich schon vom Anblick eines Kamms und eines Schnürriemens aus bunter Seide verführen! Die Geschichte mit dem Apfel sei ihr nachgesehen, die hat ja schließlich eine lange Tradition. Doch nicht nur der Not gehorchend, will sie den Haushalt der sieben Zwerge versehen, «kochen, betten, waschen, nähen, stricken und alles ordentlich und reinlich halten», sondern sogar «von Herzen gern»! Mit «großer Pracht und Herrlichkeit» will sie ihre Hochzeit feiern und ist dabei auch noch undankbar. Oder warum wurden die sieben Zwerge, die ihr immerhin zweimal das Leben gerettet haben, nicht eingeladen – zumindest ist nichts bekannt darüber. Und über Folter und Todesstrafe müsste man auch einmal dringend mit Schneewittchen reden – von wegen der eisernen, rot glühenden Pantoffeln, in denen die böse Stiefmutter tanzen musste, bis sie «tot zur Erde fiel».

Ich weiß, ich sollte mich eigentlich an die Herren Jacob und Wilhelm Grimm wenden. Aber denen bin ich – wie meinem Großvater – ganz einfach dankbar. Sie haben mich in einer schlimmen, kalten und dunklen Zeit für ein paar Stunden die reale Welt vergessen lassen. Und mir Figuren geschenkt, die noch heute zu meinem Leben gehören. Mit denen ich rede und streite, über die ich mich ärgere und freue. Von denen ich gelernt habe, dass Märchen Leben sein können. Und umgekehrt. Auch wenn ich gestehen muss, dass ich heute vor dem Einschlafen lieber das hässliche junge Entlein, den standhaften Zinnsoldaten oder das kleine

Mädchen mit den Schwefelhölzern treffe. Doch das ist schon eine andere Geschichte.

Beitrag von Klaus Bednarz in: Verführung zum Lesen. Zweiundfünfzig Prominente über Bücher, die ihr Leben prägten, hrsg. von Uwe Naumann in Zusammenarbeit mit der Stiftung Lesen, Reinbek 2003

Kapitel I: **MENSCHEN**
UND LANDSCHAFTEN



OSTPREUSSEN

Masuren und seine Geschichte

Wohl keine andere Landschaft in Europa erweckt durch die bloße Erwähnung ihres Namens so viele Gefühle und Empfindungen wie Masuren. Ein Stück versunkener Geschichte, verlorener Heimat für die einen; wiedergewonnenes Land, Symbol des Neubeginns, Zeichen nationaler Hoffnung für die anderen.

Dabei ist dieses Masuren in des Wortes ursprünglichster Bedeutung ein grenzenloses Phänomen. Niemand weiß genau, wo es beginnt, wo es endet – weder in polnischen noch in deutschen Geschichtsbüchern, Lexika oder Atlanten findet sich eine exakte geographische Eingrenzung. Es hat nie eine historische Region «Masuren» gegeben, kein Land, kein Fürstentum, kein Herzogreich dieses Namens; auch keinen Verwaltungsbezirk, keinen Kreis, keine Provinz. Masuren ist kein politischer Begriff, sondern eine Landschaftsbezeichnung. Am einfachsten lässt es sich beschreiben als südlicher Teil Ostpreußens. Wobei auch diese Definition letztlich ungenau ist – denn ein Teil des südlichen Ostpreußen – der westliche – gehört nicht zu Masuren, sondern zum Ermland. Die Grenze zwischen beiden Regionen war einst eine Glaubensgrenze: Masuren war protestantisch, das Ermland katholisch. Auch der Versuch, Masuren anhand von Sprachgrenzen zu lokalisieren, ist untauglich: Diese waren über Jahrhunderte hinweg fließend und sind heute ganz verschwunden. Es gibt nur noch eine Sprache in dieser Landschaft – polnisch. Und so lässt sich Masuren heute wohl am besten durch zwei polnische Ortsnamen eingrenzen: Es ist das Gebiet zwischen Nidzica und Gołdap, jenen Städten, die einst die Namen Neidenburg und Goldap führten.

Das Herzstück Masurens ist die Masurische Seenplatte. «Land der 1000 Seen» wird Masuren genannt, doch auch diese Bezeichnung ist ungenau. Schon 1880 hat der Königsberger Schulmeister Dr. Benecke nachgewiesen, dass es mehr als 3000 Seen in Masuren gibt. Und die heutigen Statistiker wollen es ganz genau ermittelt haben – sie zählen 3312 masurische Seen, wobei die kleinen nicht mitgerechnet sind. Der größte von ihnen, der Spirdingsee, polnisch Sniardwy, ist ein Meer. Mit rund 110 Quadratkilometern war er einst – nach dem Bodensee – Deutschlands zweitgrößtes Binnengewässer.

Sanfte Hügel, kristallklare Seen und dunkle Wälder, vor allem Kiefern- und Fichtenwälder, sind die Wahrzeichen Masurens, die prägenden Elemente dieser Landschaft, die eine geheimnisvolle Ruhe und tiefe Friedfertigkeit ausstrahlt. Und dennoch dürfte es kaum einen anderen Landstrich in Europa geben, in dem so viel Blut vergossen wurde wie in Masuren, in dem Flucht und Vertreibung, Zerstörung und Wiederaufbau so regelmäßig wiederkehrende Abläufe der Geschichte waren wie hier. Und dies lag keineswegs nur an dem vermeintlich historischen Antagonismus zwischen Polen und Deutschen. Im Gegenteil: Die Geschichte Masurens ist über weite Strecken geradezu ein Symbol des friedlichen Zusammenlebens dieser beiden Nationen. Es lag vielmehr an der geographischen Situation, an der Tatsache, dass Ostpreußen die Nahtstelle zwischen Ost und West in Europa bildete, die Drehscheibe war für die militärischen Eroberungszüge, in die eine wie in die andere Richtung. Durch Ostpreußen und damit Masuren mussten die deutschen Heere, wenn sie nach Russland wollten, die russischen, wenn sie gen Deutschland zogen. Durch Ostpreußen mussten die Kreuzritter auf ihrem Weg ins Baltikum, die Polen auf ihrem Weg zur Ostsee, die Schweden auf ihrem Weg nach Polen. Und wie Napoleons Grande Armée mussten auch alle anderen Armeen mindestens zweimal durch Ostpreußen – als siegreiche und als geschlagene.

Begonnen hat die Geschichte Masurens mit dem Deutschen Orden – und damit, wie die Geschichte aller Ordenslande, mit Feuer und Schwert. Dabei kamen die Ritter mit dem schwarzen Kreuz in ihren Wappen zunächst nicht einmal aus eigenem Antrieb: Vielmehr rief sie der Herzog der längst zum Christentum bekehrten polnischen Provinz Masovien, des Umlands Warschaus, im Jahre 1226 zu Hilfe gegen die im Norden seines Landes siedelnden heidnischen Pruzzen – jenen Volksstamm, aus dem sich später der Name «Preußen» ableiten sollte. Und der deutsche Ritterorden tat das, was nach ihm noch andere deutsche Heere im Osten tun sollten – er pazifizierte: Ein Teil der Pruzzen wurde ausgerottet, ein anderer vertrieben, «umgesiedelt» – wie es in der Sprache wohlgesonnener Chronisten heißt. Der Orden errichtete Burgen und Klöster, baute Siedlungen und Kirchen. Wer von der Urbevölkerung überlebt hatte und nicht vertrieben wurde, musste den katholischen Glauben annehmen. Wer die Kirche nicht regelmäßig besuchte, wurde mit Geldstrafen belegt. Schulen einzurichten, hielt der Orden nicht für nötig. Man verstand sich als östlicher Vorposten des Abendlandes, als Bollwerk des Christentums. Was den Orden aber nicht hinderte zu versuchen, sein Herrschaftsgebiet ständig auf Kosten der christlichen Glaubensbrüder in Polen auszuweiten. Hierbei bildeten die dichten Wälder im Süden Masurens einen natürlichen Schutz; sie wurden bewusst im Zustand der Wildnis belassen, sie zu roden war ebenso verboten wie der Bau von Siedlungen. Die Polen ihrerseits sahen im Deutschen Orden ihren Staatsfeind Nummer eins, nicht zuletzt, weil ihnen durch die Besetzung Ostpreußens der Weg zum Meer abgeschnitten war.

Dennoch wäre es verkehrt, die Geschichte Ostpreußens und Masurens vor allem als Geschichte des Kampfes zwischen Deutschen und Polen zu sehen. Nachdem der Deutsche Orden das Land entvölkert hatte und die Gebiete der einstigen Pruzzen – wie es ein Ordenschronist vermerkte – «leer und wüst» waren, holte man polnische Siedler ins Land, Bauern aus der benachbarten Provinz

Masovien. Zusammen mit den verbliebenen Pruzen und mit zuwandernden deutschen Siedlern bildeten sie die Urväter der Masuren.

Zum Niedergang des Deutschen Ordens trugen nicht nur die ständigen Auseinandersetzungen mit Polen bei, sondern auch der wachsende Widerstand der eigenen Untertanen gegen die immer rücksichtslosere Machtpolitik des Ordens nach außen wie nach innen. 1454 kommt es sogar zu einem gemeinsamen Aufstand des preußischen Städtebundes mit Polen gegen den Orden. 1525 schließlich wird der bis dahin souveräne Ordensstaat aufgelöst und seine östliche Hälfte mit Masuren in ein preußisches Herzogtum unter polnischer Lehnshoheit umgewandelt. Zugleich wurde unter dem neuen Landesherrn die Reformation eingeführt – offenbar ohne großen Widerstand der Masuren. Was nicht heißt, dass die nun evangelischen Masuren bis ins späte 19. Jahrhundert hinein nicht auch noch die katholischen Feiertage wie Mariä Verkündigung usw. gefeiert hätten. Wie sich ja auch Elemente der heidnischen Religion der Pruzen in Masuren länger hielten als bei irgendeiner anderen Volksgruppe in Deutschland – mit Ausnahme vielleicht der Wenden und Sorben.

Die langsame Aufwärtsentwicklung, die Masuren unter preußischer Herrschaft nahm, wurde immer wieder unterbrochen durch kriegerische Auseinandersetzungen. Mal brachen die Schweden ins Land ein, mal die Polen – am schlimmsten aber war der Tatareneinfall 1656–57. Allein in diesen beiden Jahren wurden, wie aus einer Rastenburger Chronik hervorgeht, in Ostpreußen 13 Städte, 249 Dörfer und 37 Kirchen eingeäschert, 23 000 Menschen erschlagen, 38 000 Einwohner in die Sklaverei verschleppt. Mehr als 80 000 kamen durch Hunger und Pest ums Leben. Und im Jahre 1769 wurden von den 700 000 Einwohnern Ostpreußens noch einmal 250 000 durch die Pest hinweggerafft. 1806 wälzte sich Napoleons Armee auf dem Weg nach Moskau durch Masuren, 1812 fluteten die geschlagenen Reste dieser Armee auf dem gleichen Weg zurück. Und

im August 1914 verwüsteten russische Armeen weite Teile Masurens – Alexander Solschenizyn hat es eindrucksvoll beschrieben. 10 000 Zivilisten verloren damals ihr Leben oder wurden nach Sibirien deportiert, 400 000 Menschen wurden zu Flüchtlingen.

Masurens Menschen wurden vom Schicksal alles andere als verwöhnt. Es waren in der Regel Kleinbauern, Forstleute, Fischer, die hier, trotz vieler natürlicher Reichtümer, ein eher karges Dasein fristeten. Große Landgüter gab es, im Gegensatz zum übrigen Ostpreußen, in Masuren kaum. Fernab vom «Reich» – nach Osten durch die russische Grenze abgeriegelt wie durch eine chinesische Mauer – galt Masuren jahrhundertlang als das Stiefkind des preußischen Staates, dessen Hauptaugenmerk der Entwicklung der nördlichen Teile des Landes galt; Königsberg sei nur als ein Beispiel genannt. Die ländliche Ruhe, die idyllische Abgeschlossenheit, die Schönheit der Natur, der gemächliche Rhythmus des bäuerlichen Lebens wirkten vor allem auf diejenigen anziehend, die als Besucher hierherkamen – und verklären sicher auch die Erinnerung derer, die gezwungen waren, dieses Land zu verlassen.

Doch ein nüchterner Blick in die Geschichte zeigt, dass selbst in Friedenszeiten in diesem mit natürlichen Reichtümern so gesegneten Land nicht selten blanke Not herrschte. So sind aus Masuren in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mehr Menschen in den Westen, vor allem ins Ruhrgebiet, abgewandert als aus irgendeinem anderen Landstrich Ostdeutschlands. Der Grund hierfür waren nicht etwa Missernten, Naturkatastrophen, nationale oder internationale Wirtschaftskrisen. Der Grund hierfür war vielmehr, wie es der masurische Heimatdichter Fritz Skowronnek, ein guter preußischer Patriot, 1916 formulierte: die «kurzsichtige, das übliche Maß der Fiskalität überschreitende Wirtschaftspolitik» der preußischen Verwaltung; einer Wirtschaftspolitik, die vielen Menschen in Masuren buchstäblich die Basis ihrer materiellen Existenz entzog – durch das Verbot, ihr Vieh gemäß jahrhundertelanger Tradition in den königlichen Forsten zu weiden und zu «des Tisches Notdurft» in den